

Die Stimme von drüben

Kriminalnovelle von Manfred Georg

„Hat Ihr Vater denn geschäftliche Verluste gehabt?“
„Ich hatte diese Frage erwartet, Herr Kommissar.“

Der junge Lönnrot schnitt eine traurige Grimasse. Sein Gesicht hatte etwas Versteinerteres und Hoffnungsloses. Geiern noch hatte er seinen Vater zum Flugplatz begleitet, hatte ihn, aufsteigend im Nebel, nach Niga starten sehen. Dann war das Telegramm aus Neval gekommen. Aufgegeben vom Piloten Enfor, altgedientem Flieger dieser Flugstrecke. Es meldete, daß der alte David Lönnrot, Inhaber des Bankhauses Lönnrot, Sten u. Co., spurlos während der Ueberquerung des Finnischen Meerbusens verschwunden sei. Keine Frage, er mußte aus dem Flugzeug gefallen sein. Aber wie war der Bankier dazu gekommen?

„Bestimmt nicht aus geschäftlichen Gründen, Herr Kommissar. Unser Bücherrevisor sitzt nebenan. Er wird Ihnen sagen, daß wir die Wirtschaftsweise genau so gut durchgehalten haben wie die besten andern finnischen Firmen. Im übrigen: Vater war weder Spieler noch Alkoholik, noch hatte er irgendwelche extravalantien Beziehungen zu Frauen. Zwei Jahre nach dem Tode meiner Mutter mietete er einer Jugendfreundin ein kleines bescheidenes Häuschen draußen im Grünen. Es war, wie bei dem Alter natürlich, eine mehr platonische Beziehung. Ab und zu reisten sie zusammen. Kurz: es gibt keine geheimnisvollen unbekannt Punkte im Ablauf dieses unaufregenden Kaufmannslebens.“

Der Kommissar Adam Urquist spielte ungeduldig mit seinem Bleistift:

„Sie meinen also, daß die Polizei in Neval recht hat, wenn sie behauptet, Ihr Vater hätte die Tür verwechselt und statt der Aborttür die Ausgangstür geöffnet? Der plötzlich hereinbrechende Wind und der Blick in die Tiefe hätten ihn schwindlig gemacht, und er sei hinausgestürzt.“

„Das muß ich wohl annehmen.“
„Und des Dieners sind Sie ganz sicher?“
„Mörne ist seit dreißig Jahren bei uns. Er ist mit Vater vertrauter gewesen als ich. Seit dreißig Jahren hat er ihn überall hinbegleitet. Ja, ich weiß: Vater hat mit ihm oft eher seine Geschäftspläne besprochen, als mit mir. Er ist in der Stabine gewesen, als das Unglück geschah. Mörne steht außer jedem Verdacht.“

„Wir haben ihn auch schwer im Verhör gehabt. Schließlich hat er geweint. Er weiß wirklich von nichts.“

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen und Lönnrots jüngerer Bruder, ebenfalls Prokurist des Bankhauses, stürzte herein. Er war sehr blaß und aufgeregter. So aufgeregter, daß er die Anwesenheit des Kommissars gar nicht beachtete und losbrach:

„Du, Eino, denk dir, im Handstreich in Vaters Schreibzimmer fehlen nach der Aufstellung von Vorgesetzten, die Vater selbst noch auf einen Zettel gemacht hat, zehntausend englische Pfunde in Tausendpfund-Noten.“

Urquist schloß die Tür, die der junge Mann in der Bestürzung offengelassen hatte.

„Sind Sie ganz sicher, daß Ihr Vater immer exakt in seinen Aufzeichnungen und Notizen gewesen ist?“

Der ältere Bruder nickte:

„Ich habe einen pedantischeren Menschen in dieser Hinsicht niemals kennen gelernt.“

Urquist machte ein bedauerndes Gesicht:

„Dann muß ich Ihnen leider sagen, daß ich nicht mehr an einen Unfall glaube. Ihr Vater entnimmt eine so große Summe seinem Tresor, streicht sie in dem Tresor-Verzeichnis nicht ab, bestellt plötzlich das Flugzeug und meldet sich mit dem Geld nicht ordnungsmäßig bei der Devisenstelle, wo er doch ganz genau weiß, daß er ohne Erlaubnis eine solche Summe nicht ausführen darf.“

„Sie wollen also behaupten . . . ?“

„Ich wage es nicht, Herr Lönnrot. Ich muß Sie nur darauf aufmerksam machen, daß es logisch ist zu vermuten, daß Ihr Vater aus irgendeinem Grunde ein gesetzlich unerlaubtes Devisengeschäft vorhatte, ja, daß er es, entwickelt in uns noch unbekannt Verpflichtungen, ausführen mußte. Während des Fluges aber wurde er von einer tiefen Depression über den auf ihm lastenden Zwang ergriffen und hat sich diesem in jähem Entschluß durch den Freiport entzogen.“

„Dann ist es aber doch unmöglich“, rief Eino Lönnrot hervor, „daß Mörne, der meinen Vater so gut kennt, der es ihm vom Gesicht ablas, ob er abends kalt oder warm Abendbrot essen wollte, und der es in seiner Kunst der Einfühlung so weit gebracht hatte, daß er meinem Vater, ohne ihn zu fragen, vor dem Schlafengehen jedesmal die passende Grammophonplatte auflegte —“

„Was legte er ihm auf?“ unterbrach Urquist.

Lönnrot errötete über seine Geschwätzigkeit:

„Ach, ich erzähle das nur so, weil es mir die Aussage Mörnes so unverständlich macht. Mein Vater ließ sich auf seinem Grammophon-Apparat kurz vor dem Einschlafen jedesmal eine Platte vorspielen. Er nannte das „sein Schlafmittel“. Mal einen Walzer, mal ein Orchesterstück, meistens aber Meiners „Mariä Wiegenlied.“

„So so“, brummte Urquist uninteressiert. „Auf jeden Fall wollen wir Mörne noch einmal hören.“

Der alte Diener, den, natürlich genug, die Polizei gehörig geplagt hatte, erschien mit rotgeweinerten Augen. Aber seine Aussage glich auch jetzt der des ersten Protokolls: er hatte nichts gesehen.

Urquist redete eindringlich auf ihn ein:

„Wir wollen Sie ja gar nicht mit irgendeinem Verdacht quälen, aber wir wissen, daß der Verstorbene Sie in alles eingeweiht hat. Wir wissen ferner, daß er unerlaubterweise eine große Summe englischer Pfundnoten mit sich geführt hatte. Sie wußten das auch?“

Die Frage wurde so scharf hervorgehoben, daß Mörne bei der Antwort ins Stottern geriet: „Ja — ich — ich kann nur wiederholen, daß ich unruhig wurde, als Herr Lönnrot nach zehn Minuten nicht wieder kam, hinausging und entsetzt bemerkte, daß die Ausgangstür offen war.“

Urquist legte dem Stammelnden begütigend die Hand auf die Schulter:

„Aber wir wissen ja, daß Sie Ihren Herrn, vielmehr seinen Ruf schonen wollen. Es ist sehr edel von Ihnen. Sie sind ein treuer Mensch, wie ihn sich Herr Lönnrot zum Vertrauten nur wünschen konnte. Aber ich bin die Polizei, bin der Staat — und kann auf Ihre Gefühle leider keine Rücksicht nehmen.“

Doch Mörne versteifte sich. Es war aus ihm nichts mehr herauszukriegen. Der alte Diener hielt seinem toten Herrn die Treue. Er wußte nur von einem Aufst., nichts von einem Selbstmord. Für ihn war es lauterste, unwiderlegbare Wirklichkeit, daß Lönnrot die Türen im Flugzeug verwechselt hatte.

Urquist brach achselzuckend das Verhör ab.

Einige Tage später fanden Fischer am Strand der estländischen Küste den angetriebenen Körper des Bankiers Lönnrot. Die behördliche Untersuchung der Leiche verlief ergebnislos. Sie wurde zur Beerdigung freigegeben. Geld wurde nicht bei ihr gefunden. Die Brieftasche mit den mitgenommenen Pfunden mußte wohl während des Sturzes herausgefallen oder von dem Bankier selbst schon vorher in seiner Verzweiflung in die Fluten geschleudert worden sein.

Die Totenfeier fand unter der Teilnahme der Spitzen der Helsingforsker Kaufmannschaft statt. Der junge Lybed, der modischste Prediger des Nachwuchses der lutherischen Geistlichkeit, hielt eine erschütternde Trauerrede. Und als der Sarg den Trägern überliefert wurde, ertönte hoch oben aus der Empore der Trauerhalle unter Vorbeergebüsch hervor Meiners „Mariä Wiegenlied“, gespielt von Max Feuerstein, dem Liebling der Gesellschaft, persönlich. Vorn in der ersten Reihe aber, neben den beiden jungen Lönnrots, saß Mörne und sein Körper war durchdringt von einem einzigen Schmerz, der den krummen Rücken des alten Mannes noch winklicher zusammenzog.

Die beiden Brüder Lönnrot wunderten sich nicht, als nach einer Woche der Kommissar unerwartet am späten Abend bei ihnen erschien. Er wollte eine Anzahl Auskünfte, die er aus Londons Bankkreisen über bestimmte Geschäfte des Hauses Lönnrot, Sten u. Co. erhalten hatte, mit ihnen durchsprechen. Urquists Vermutungen schienen sich den Brüdern zu bestätigen. Es gab auch für sie keine andere Erklärung des Falles mehr.

Mörne servierte den Lieblings-Cocktail des alten Lönnrot. Dann setzte er sich wie gewöhnlich in eine entfernte Ecke des Zimmers und legte Patienten. So war es beim Vater gewesen, so hatten es die Brüder gelassen.

Urquist sprach deshalb unwillkürlich stüfend. Aber alle seine Erzählungen waren

Der Dichter der Indios

merkwürdig substanzlos. Er merkte auch bald, daß er auf die Brüder keinen großen Eindruck machte, packte die Akten zusammen und erhob sich. An der Tür blieb er noch einen Augenblick stehen und besah sich liebevoll das Grammophon des alten Vönnrot.

„Schön hat der Feuerstein neulich gespielt“, meinte er. „Wer ist denn der Künstler auf der Platte des alten Herrn, Mörne?“

Der hob den Kopf:

„Fritz Kreisler, Herr Kommissar.“

„Oh, Kreisler“, haunte der, „wenn ich das einmal vergleichen dürfte!“

„Aber bitte sehr“, beeilten sich die Brüder Vönnrot zuzustimmen.

Und Mörne fügte hinzu:

„Oberste Reihe, ganz links die erste Platte, Apollo Nr. 3000. Ich weiß die Markennummer natürlich auswendig. Darf ich sie heruntergeben?“

„Danke, danke, es geht schon“, kam ihm Krauß zuvor und griff nach oben in den hohen, dichtgefüllten Plattenschränk. Dann hielt er die runde, schwarze Scheibe in der Hand. Er reichte sie Mörne:

Aber auflegen müssen Sie sie. Ich gehe nicht gern an fremde Apparate.“

Mörne stellte den elektrischen Anlaßer ein. Krauß setzte sich die Platte in Bewegung. Dann fuhr die Nadel in die erste Nille . . .

Und statt des lauten Geigenstriches Fritz Kreislers erklang ein wildes, marktschreierndes Schreien. Es heulte in schrillen Schreidensufen von der Platte her:

„Was willst du denn, Mörne? Bist du wahnsinnig geworden? Laß das doch. Im Gotteswillen — du reißt mir ja die Lade herunter — Hilfe — Hilfe — Mörne — die Tür — laß die Tür zu — hier hast du das Geld — hier — hier — Hilfe . . . Hil . . .“

Dann starb die Stimme plötzlich. Der Apparat machte, stand.

Die Brüder starrten sich entsetzt an, starrten auf Mörne, der mit hochgehobenen Armen wie ein Wahnsinniger von dem Apparat zurückgetaumelt war, jetzt einen erstikten Schrei der furchtbarsten Angst ausschieß und zur Tür hinaus stürzte. Man hörte ihn die Treppe hinaufspringen. Krauß war in langen Schritten nachgesprungen. Aber Mörne erreichte sein Zimmer im zweiten Stock doch vor dem Kommissar und riegelte ab, bevor dieser die Klinke ergreifen konnte. Kurz darauf fielen drinnen zwei Schüsse. Krauß hörte einen Körper dumpf zu Boden krachen. Er ging in die Halle zu den völlig zerstörten Brüdern zurück.

„Er hat sich erschossen. Entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie in eine so große Aufregung stürzen mußte. Aber ich wollte Sie als Zeugen des Mörneschen Geständnisses haben. Die Platte da auf dem Apparat ist nicht „Apollo Nr. 3000“, sondern eine Platte, die mir der Schauspieler Moore nach meinem Text besprochen hat. Ich habe sie durch ein Taschenspielerkunststück vorhin beim Herunternehmen umgetauscht. So ungefähr wird sich die Szene im Flugzeug abgespielt haben. Mörne hat von der Mitnahme des Geldes getuscht. Er ist es gewesen, der Ihren Vater hinausgestürzt hat. Dann hat er Geisteswissenschaften bekommen und sich noch während des Fluges des Geldes wieder entledigt. Aber er hat Bech gehabt. Er hat im Nebel nicht gesehen, daß das Flugzeug schon über der Küste war. Weitern hat man mir von Reval den Fund der Briefstücke signalisiert.“

Die Brüder fragten entsetzt wie aus einem Mund:

„Aber der Mörne — dreißig Jahre lang —?“

Krauß lächelte resigniert: „Wer kennt den Menschen neben sich?“

In diesen Tagen vollendet sich ein Jahrzehnt, seit die Büchergilde Gutenberg mit der Herausgabe der Werke von B. Traven begann. Wir geben aus diesem Anlaß eine Uebersicht über das bisherige Schaffen des proletarischen Schriftstellers.

„ . . . Ich betrachte den mexikanischen Indianer und den mexikanischen Proletarier, der zu 95 Prozent Indianer ist, als meinen Herzensbruder, der mir nächststeht, als mein lieblicher Bruder; ich weiß, mit welchem Mut, mit welcher Hingabe, mit welchen — in Europa unbekanntem und unerhörtem — Opfern der proletarische Indianer in Mexiko um seine Befreiung kämpft, um zum Licht der hellen Sonne zu kommen . . .“

So schrieb B. Traven im Jahre 1927, als eben sein Buch „Land des Frühlings“ erschienen war, jenes Reisebuch, das eigentlich kein Reisebuch im üblichen Sinne, sondern ein völkerkundliches Dokument ist. Denn der Autor läßt sich nicht daran genügen, das darzustellen, was die Augen sehen, oder das wiedergeben, was man in den Bibliotheken erfahren kann, sondern er bemüht sich vor allem, das Herz und die Seele eines Landes zu erkennen, von dem er glaubt, daß es noch eine bedeutende Rolle in der Weltgeschichte spielen werde.

Traven hat bis jetzt elf Bücher in deutscher Sprache veröffentlicht; ein zwölftes steht nahe vor der Herausgabe. *) Von diesen zwölf Werken beschäftigt elf sich mit Mexiko und geben uns irgendwie Kunde von diesem interessanten Lande, von seinen Bewohnern, ihren Sitten, Anschauungen und ihrem Gefühlsleben.

Zwischen dem ersten Werke Travens — „Das Totenschiff“ — und seinen folgenden Büchern liegt, rein äußerlich gesehen, ein Ozean. In der Gegend von Dakar, dem nordwestafrikanischen Hafen, versank das Totenschiff, jenseits des Golfs von Mexiko sehen wir den Erzähler wieder. Hier wie dort tritt eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft auf, die weder Vaterland noch Habe kennt und mit keinerlei bürgerlichen Vorurteilen belastet ist. Eigentlich bewegt sie nur eine Frage: Wo finden wir Arbeit, wo Brot? Was tue ich, um nicht zu verhungern?

Traven, der sich stets eng an seine Erfahrungen in der Wirklichkeit hält, schrieb einmal: „Es gibt Leute, die machen eine Reise durch den Wald in Thüringen und können nach Beendigung der Reise einen Dschungel- oder Puschroman schreiben. Jene Leute nenne ich mit Ehrfurcht und Bewunderung Dichter und Künstler. Da ich aber weder Dichter noch Künstler bin, muß ich mitten hinein in den Dschungel und in den Pusch, wenn ich etwas über den Pusch erzählen will . . . Man muß sich mit ihm verheiraten . . .“

Die aus solcher „Ehe“ entsprungene Kinder, seine Werke, dokumentieren denn auch überzeugend die Echtheit ihrer Herkunft. Und diese Echtheit ist es, die sie uns so nahebringt und unser Interesse an ihnen wach erhält. Wer uns so eindringliche Bilder vor das Auge stellt, wer so unsere Seelen bewegt, unsere Herzen erschüttert, wie Traven es tut, der wird sich schon gefallen lassen müssen, daß wir ihn ganz unironisch einen Dichter nennen.

*) Traven übergibt alle seine Werke ermäßig der Büchergilde Gutenberg in Zürich und Prag, weil sie von Arbeitern geschaffen wurde.

Mit dem Werke „Das Totenschiff“ führte die Büchergilde Gutenberg Anfang April 1926 den bis dahin unbekanntem Traven in die deutsche Literatur ein. Es war gewiß ein guter Griff, mit einem Werke zu debütieren, das in seiner Art keine Vorgänger hat. Verlogene Romantik füllte bis dahin mehr oder weniger alle Seemannsbücher. „Aber“, so meinte Traven, „da es Literaten gibt, die immer nur Schiffe malen, wo den ganzen Tag Operationen gefangen werden, so kann das Gleichgewicht in der Welt nur dadurch hergestellt werden, daß auch gelegentlich Schiffe gemalt werden, wie sie wirklich sind.“ Sachkundige Kritiker und sachkundige Leute bezogen dem auch: „Hier haben wir das erste wahre Seemannsbuch.“

Die Geschichte beginnt in Antwerpen mit einem Dedarbeiter, der in eine so fesselnde Unterhaltung mit einem hübschen Mädchen vertieft war, daß er darüber die Abfahrt seines Schiffes veräumte.

Das Schicksal, das diesen Dedarbeiter kurz nach dem Weltkrieg traf, ist heute zu tausendfacher Alltäglichkeit geworden. Vor wenigen Wochen erst stellte der Ausschuh für internationale Flüchtlingshilfe beim Völkerverbund fest, daß schätzungsweise über eine Million Menschen staatenlos oder paßlos oder beides sind. Ihre Lage ist schon lange unhaltbar; aber alle Diplomaten zusammen fanden bisher keine definitive Lösung des Problems. Die Betroffenen sind nach wie vor vogelfrei; niemand will sie rechtlich anerkennen, kein Land räumt ihnen ein wirkliches Daseinsrecht ein — und anderseits sind sie gefesselt, weil vor ihnen an jeder Landesgrenze schleunigst der Schlagbaum fällt.

Unser Dedarbeiter freilich nahm die Sache mehr von der komischen Seite, obwohl man ihn einige Male hinter eiserne Gerdinen bringt. Möglicherweise, so dachte er, ist ein Gefängnis-Entlassungsschein auch eine Legitimation. Schließlich gelangt es ihm, sich nach Spanien durchzuschlagen. Dort fragt keiner nach Papieren, und er ist entzückt, daß er ungehindert auf der Kaimauer einer Hafenstadt sitzen, sogar fischen und sich in einer beliebigen Ecke zum Schlafen niederlegen darf.

Aber dann, eines Tages, manöveriert die „Morille“ sich langsam zum Hafen hinaus. Sie braucht gerade noch einen Mann, ruft ihm zu — und er läßt sich an Deck hieven. Nun ist er auf dem Totenschiff, das sich auch nicht viel um Papiere kümmert. Die Mannschaft ist ja eigentlich schon tot, befindet sich auf ihrer Begräbnisfahrt. Sie wird mit dem „Eimer“ versinken, und die Unternehmer werden frohmütig das schöne Versicherungsgeld einstellen. Vorher schmuggelt man noch Waffen als „Flammenmus“ an die marokkanische Küste. Geschäft ist Geschäft!

Aber auch diese alte, verbeulte „Name“ braucht Dampf zum Fahren. Wer macht ihn? Die Heizer und die Kohlenkleppis. Der Erzähler wird Schlepp und kann uns darum nicht nur das schmierige, höchst dürftige Mannschafts-quartier, nicht nur die heruntergekommene Mannschaft bildkräftig beschreiben, sondern vor allem auch seinen Arbeitsraum und die Arbeit.

Der Leser fühlt sich fast physisch gepackt und seelisch so aufgelühlt, daß er in die zahlreich umherschwirrenden Flüche und Verwünschungen einstimmen möchte. Hier fühlt man: das konnte nur einer schreiben, der durch diese Hölle hindurchgegangen ist. Und nur ein so überlegener Geist wie unser Autor konnte ein so höllisches Gelächter anstimmen über die bodenlose Hei-

teile dieser moralgefättigten Welt, wie es geschieht.

Im zweiten Buche, „Die Baumwollpflücker“, finden wir den Erzähler als Arbeiter auf einer Baumwollfarm in Mexiko wieder, der uns einen interessanten Einblick in die sozialen Verhältnisse gibt und uns zweimal zu Zeugen eines Streikes macht.

Wenn es in der Hafenstadt nichts zu verdienen gibt, kann man vielleicht pures Gold aus den Bergen holen. Wie das und unter welchen Strapazen und Abenteuern das geschieht, schildert Traven uns in dem Buche „Der Schatz der Sierra Madre“.

An dieser Stelle ist chronologisch das „Land des Frühlings“ anzunordnen.

Es folgte eine Sammlung von Kurzgeschichten unter dem Titel „Der Busch“, die uns hauptsächlich den Indio in seiner Eigenart und in komischen Situationen schildern.

Ganz anders, nämlich tragisch und ergreifend, spricht uns „Die Brücke im Dschungel“ an. Hier zeigt uns der Autor, daß die Kindesliebe einer indianischen Mutter nicht geringer als die irgendeiner anderen Mutter in der ganzen Welt ist.

Das nächste Werk, „Die weiße Rose“, befaßt sich wieder mit einem großen Gesellschaftsproblem: dem Vordringen des Kapitalismus in alte, patriarchalische Verhältnisse. Ein indianischer Grundbesitzer wird von einer amerikanischen Oelgesellschaft bedrängt; er soll ihr sein Land verkaufen. Er fühlt sich verantwortlich für die Existenz zahlreicher Arbeiterfamilien und weigert sich hartnäckig. Da bietet das Kapital alle seine Machtmittel an: Gold, Lüge, Bestechung, Mord. Die ganze Maschinerie der großen Profitmacher wird uns vorgeführt. Ihr ist der schlichte, ehliche Indianer nicht gewachsen. Er verschwindet spurlos. Und auf seinen Feldern erheben sich die Bohrtürme der Condor Oil Company . . .

„Der Karren“, „Regierung“, „Marsch ins Reich der Caoba“, „Die Troja“ und das nunmehr erschienene Buch „Die Rebellion der Geheuten“ lieben stofflich und der führenden Idee nach in engem Zusammenhang. Sie zeigen uns den Indianer als Arbeiter und vor allem als Zwangsarbeiter, und sie geben ein Bild von den „Ladinos“, den weißen Herren, das nicht schmeichelhaft ist. Schauplätze der Handlung sind entlegene mexikanische Städtchen, Gutsböfe und der Dschungel, der Urwald. Zeit der Handlung: Regierung des Porfirio Diaz, der mit kleinen Unterbrechungen von 1876 bis Anfang 1911 herrschte, wo ihn Madero stürzte. Hülfe Barbarei und erinnert manchmal an den hüllte Barbarei und erinnert manchmal an den Krater der mexikanischen „Zivilisatoren“, an Cortez, der vor vierhundert Jahren seine Kulturmission damit begann, daß er fünfzig Indianern die Hände abhacken ließ. Die „Caballeros“ aus jüngster Zeit, die Traven uns vorführt, sind ihres Ahnen würdig. Stinkende Korruption blüht. Der Indianer ist nur Objekt, gut genug, die Einkommen der Beamten aufzubessern und den Unternehmern als Sklave zu dienen. Da werden auf raffinierte Weise „Kontrakte“ fabriziert, die den Landmann von seiner kleinen Scholle reißen und ihn an Orte bringen, die er freiwillig niemals oder nur in Notkenntnis oder höchster Not aufsuchen würde: die Caobawälder, die Monterias, wo die Rabagonisämme geschlagen, zugestubt und abgeflößt werden. Hier gilt kein „Kontrakt“ mehr, hier gilt nur ein einziges Recht: das des Stärkeren. Eigentlich sind die Indianer die Stärkeren, weil sie die vielen sind. Aber wir wissen ja, was

es damit auch wo anders auf sich hat: das Bewußtsein von der Macht der vielen bohrt sich nur sehr allmählich in die Schädel ein. Die Indianer unterwerfen sich mehr oder weniger willig den paar „Patrones“ und den „Capataces“, den Aufsehern. Denn diese Herren schwingen die Peitsche und tragen Revolver. Beides sitzt sehr lose in ihrer Hand, knallt leicht los. Daneben gibt es noch andere Methoden, um aus den Sklavenleibern das Höchstmögliche an Arbeitsleistung herauszuquetschen, z. B. das „Penken“. Man schnürt die Körper samt Armen und Beinen fest zusammen und hängt sie an Bäumen auf. Für einige Stunden. Inzwischen fallen die Insekten über die Behrlofen her: Moskito, Ameisen, Spinnen, Stechfliegen. Was das in den Tropen, im Dschungel bedeutet, können wir nur unvollkommen ahnen. Nach einer solchen Prozedur fürchtet der arme Indio das Penken wie der fromme Vetter die Hölle. Und er schütet mit übermenschlicher Anstrengung, um seine Patronen zufriedenzustellen. Viele kniden endlich zusammen; man scharrt sie ein. Andere machen Fluchtversuche, werden in der Regel von den beritteneren Capataces erwischt und noch bestialischer als vorher gepeinigt.

Nach Einzelaten der Mache stehen die Vielen endlich gemeinsam auf. Die Rebellion ist da. Durch den Urwald, von einem Arbeitscamp zum anderen brüllt der Alarm. Wild wütet der erwachte Indio. Mitleidlos, wie es die anderen taten. Von seinen Qualern bleibt nicht einer am Leben. Schon weiterleuchtet es in ganz Mexiko. Das Gewitter der Revolution von 1910 steht großend am Horizont. Bald wird es heraufgezogen sein und den Diktator stürzen. Die näheren Umstände wird uns Traven wohl in einem späteren Werke darstellen.

Welche Absichten leiten Traven? Er glaubt an die kommende Eingliederung des indischen Proletariats in die große Front der Weltarbeiterschaft. Gestalter und Kämpfer, der er ist, will er unsere Seelen aufrütteln und sie reif machen für diesen Gedanken. Er will den geistigen Blick aller weiten und klären, die nur nebelhafte Vorstellungen, romantische Visionen von den Ländern jenseits des Ozeans haben. Er stellt die harte Welt der Tatsachen ungeschönt vor uns hin. Sie wird uns deutlich, weil seine schlichte, oft drastische Sprache die Sprache der Arbeiter der ganzen Welt ist. Sie erschüttert, weil wir hier die Stimme eines denkenden und fühlenden Menschen hören. Sie erhebt uns, weil sieghafter Humor uns die Kraft einer freien Seele verkündet und stille Oasen einer tiefen Innerlichkeit uns die Macht des Gemüts, das erquickende Leuchten eines großen Herzens zeigen.

Und darum ist Traven nicht nur der Dichter der Indios; er ist der Dichter aller Geplagten und Unterdrückten in der ganzen Welt.

Per Grant.



Trost

Ich war, ich bin, ich werde sein,
Ist längst zerfallen mein Gebein,
So werd' ich doch in Blumen blühen,
als Moos mich freun am Abendglühn.

Sein werd ich, was vor manchem Jahr,
nicht Mensch noch, ich schon einmal war.
Da ich's nun bin, welch großes Glück:
ich weiß, ich find den Weg zurück!

Diag Herb.

Naturwissenschaftliche Kurzberrichte

Von E. Aldt

Etwas vom Blutegel

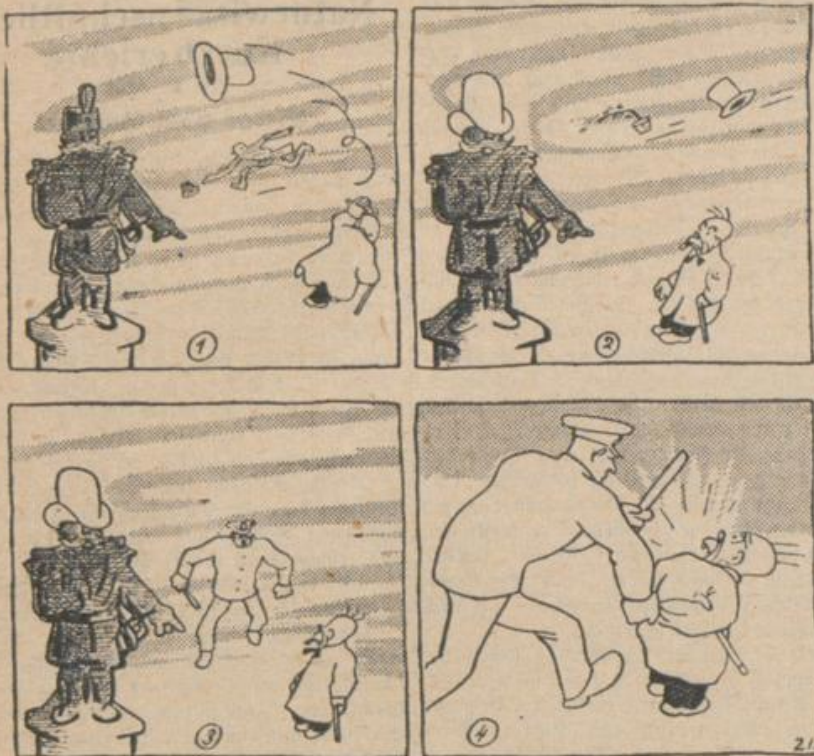
Es ist bekannt, daß Blutegel-Bißwunden noch längere Zeit, nachdem der Wurm sich vollgesogen hat und abgefallen ist, weiterbluten, während andere Wunden von gleicher Größe sich rasch schließen. Die Ursache hierfür liegt in der spezifischen Wirkung eines vom Egel produzierten Stoffes, welcher die Gerinnungsfähigkeit des Blutes herabsetzt. In der äußerst geringen Menge von nur 1 bis 2 Milligramm ist diese, als H i r u d i n bezeichnete Substanz, im Kopf des Tieres enthalten und kann aus demselben extrahiert werden, so daß man Versuche mit der gewonnenen Substanz anstellen kann. Während des Blutsaugens läßt der Blutegel diese Substanz langsam in die Wunde einfließen. Nach dem Saugen ist sie vollständig aus seinem Kopf verdrängt.

In welcher Weise die Substanz ihre Wirkung ausübt, hat kürzlich eine Erklärung gefunden. Das rasche Aufhören der Blutung nach irgend einer kleinen Verletzung beruht darauf, daß ein in jedem Körpergewebe-Stoff vorhandener, zur Blutgerinnung notwendiger Stoff sich mit einem im strömenden Blut vorhandenen Stoff zu einer gerinnenden Substanz vereinigt, so daß Blutgerinnsel entstehen, welche den Wundverfluß herbeiführen und damit die Blutung zum Stillen bringen. Es ließ sich nun zeigen, daß dieses Hirudin ein Stoff ist, der diesem Gewebstoff entgegenwirkt, in der Weise, daß es nicht zur Bildung von Gerinnseln kommen kann, solange noch Spuren von Hirudin an der Wundstelle vorhanden sind.

Neben diesem Stoff scheint noch eine andere, bisher nicht näher bekannte Substanz vom Blutegel in die Bißwunde injiziert zu werden, welche die Wirkung hat, die Wundstelle völlig unempfindlich zu machen. Nach dem Auftreten einer ganz leisen Schmerzempfindung in dem Augenblick, wo der Egel mit seinen drei kleinen, kreisförmigen Nadeln ein winziges, dreieckiges Hautstückchen herausbeißt, um dann mit dem Saugen zu beginnen, erweist sich die Bißwunde in ihrer nächsten Umgebung als völlig unempfindlich. Nadelstiche etwa werden überhaupt nicht mehr empfunden, solange die Wirkung andauert. Dem Hirudin aber scheint diese Wirkung nicht zuzukommen, wenigstens hat der Versuch, eine Hautstelle durch Injektion von Hirudin unempfindlich zu machen, diese Wirkung nicht gezeigt. Es scheint also, daß der Egel neben diesem Stoff, der die Blutgerinnung verhindert und das Saugen dadurch jedenfalls sehr erleichtert, noch eine andere Substanz in die Wunde injiziert, welche die Wundstelle anästhetisch macht, eine Einrichtung, die sicher dem Tier zu großem Vorteil gereicht, da es dadurch von seinen Opfern kaum beachtet und beim Blutsaugen nicht gestört wird.

Das Gift im Lerchenporn

In Laubwäldern und an Bachufern blüht jetzt wieder eine höchst harmlos und unschuldig dreinschauende Blume, der „Lerchenporn“, der mit seinen weißen oder karoten Blütenrauben und dem mattgrünen Laub zu den schönsten Blumen gehört, die das Frühjahr uns schenkt. Viele bringen sich von einem Spaziergang ein Sträußchen dieses zarten, wohlriechenden Erdrauchgewächses mit heim, aber nur wenige wissen, daß sie eine Giftpflanze von merkwürdigen Eigenschaften in Händen haben. Die Pflanze enthält verschiedene Alkaloide, die in ihrer Wirkung jenen der Toll-



Adamson als Verdächtiger verhaftet

Kirsche, des schwarzen Wilsenkrantzes, des roten Fingerbutes, ja selbst dem Strychnin nicht nachstehen.

Der Lerdachsborn ist ein altes Arzneimittel, welches zur Behebung von Unruhezuständen der Muskeln in Verwendung stand. Neuerdings wurde die Wirkungsweise des Giftes im Tierexperiment, speziell an Haken, näher studiert. Es zeigte sich, daß kleine Mengen eine Art Starre und Stumpfheit auslösen. Die Tiere verharren stundenlang in den unangenehmen, aktiv oder passiv angenommenen Stellungen. Sie reagieren nicht mehr auf Angriffe irgend welcher Art, sie bleiben liegen, wie sie hinfallen. Eine vorgehaltene lebende Maus erregt ihr Interesse nicht mehr, sie scheinen unfähig zu jeder Bewegung. Bei Anwendung größerer Mengen aber kehrt sich die Wirkung direkt ins Gegenteil. Es werden Erregungszustände ausgelöst, krampfartige Bewegungen, ja selbst epileptische Anfälle, bis schließlich die Atmung aussetzt und der Tod eintritt.

Medizinische Anwendungsmöglichkeiten ergeben sich aus der krampflösenden, bewegungsbemühenden Wirkung des in geringen Mengen angewendeten Giftes.

Gedankenblitze

„Frieden“

Was fafelt man immer von Völkerfrieden?
Wann wird er denn endlich der Menschheit beschieden?
— Solang Egoismus die Völker regiert und Unerstand über Vernunft triumphiert, solange muß für „Frieden“ die Umschreibung genügen:
„Der zeitliche Abstand — zwischen zwei Kriegen“.

Ein- und Aus-

Es gibt viele Menschen, die bilden sich ein, ganz unerhört klug und „gebildet“ zu sein: Bananen, die nur ihrer Ein-Bildung leben, doch niemals auch ernstlich nach Aus-Bildung streben!

Diebe

O sagt mir doch, ihr Müßelschüzen, warum gerade die Gefellen, die selbst am meisten Zeit besitzen, uns noch um unsre Zeit befehlen!
Ich glaube: der Verschwendungstrieb erzeugt, wie sonst, auch hier den Dieb.

besitzen? — befeßen?

Dann gibt es noch Menschen, die bilden sich ein, „Besitzer“ gewaltigen Reichtums zu sein. — Sie vertauschen die Rollen: nach meinem Ermessen sind jene „Besitzer“ — vom Reichtum „befeßen“.

An den Gerkelkein

Was machst du dich klein?
Aus Eitelkeit bloß? —
Ach, laß das doch sein:
du bist nicht so groß!

Duo si faciunt idem . . .

Wenn der Vater gibt dem Sohn,
lachen zwei vor Freude. —
Muß der Sohn dem Vater geben,
sieh: dann weinen beide.

„Herzschmerz — international

Warum verschreibt das arme „Herz“ im Dichterreim sich lust dem „Schmerz“?

Naturelement! Puisque de mon „coeur“ la nourriture est la „douleur“!

And therefore, every poet's „heart“ cannot exist without his „smart“!

Relativitätstheorie

Unendlichkeit? — Wo sollt' sie beheimatet sein?
Im menschlichen Schädel? — Der scheint mir zu klein!

Idee

So deine Idee der Welt Großes verheißt, sei gern von ihr geistig gefangen!
Doch halte sie selbst nicht gefangen im Geist: nur frei kann zu Macht sie gelangen!

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau

SCHACHAUFGABE Nr. 283.

Von Josef Hyna, Hostomitz.

(Int. Problem-Turnier 1935 des Atus CSR. 2. Preis.)

(Schachmittlungsblatt.)

Schwarz: Kf4, Da8, Ta3, e4, Lf7, h6, Bd6, e7, g6. (9)



Weiß: Kf1, De2, Te4, g2, Lc1, e6, Sd4, e3, Bb2. (9)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 279: Bd5—d6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Müller Karl, Krochwitz; Nisch Rosa, Trupschitz; Hahl Erwin, Schindler Robert, Chimiak Teo, Hofeld Otto, Freundl Anton, Lohmüller Hans, König Anton, sämtlich Nesterstz; Dinnebler Emil, Tetschen; Sturm Heinrich, Brlna; Schöffel Anton, Schöbritz; Tepper Franz, Karlsbad; Lepsch Franz, Kaplitz; Proch Anton, Predlitz; Hyna Josef, Hostomitz; Richter Karl, Politz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Ulbert Erich, Klutschkau; Trepsch Waldemar und Bittner Richard, Kleinauzed; Schladnich Bruno, Türnitz; Dreßler Rolf, Vlasim (Sanatorium); Tesaf Franz, Suchel; Elicher Otto, Drakowa; Scharoch Franz u. Trltsch Gustav, Wisterschan; Walter Ludwig u. Robek Franz, Kwitkau; Kraus Gerhard, Turn.

Schach zum III. Bundesfest in Komotau 4.—6. Juli.

An dem Festhauptturnier nehmen teil: eine Mannschaft aus Ungarn, DTJ. Pilsen, Atus V. Kreis und Atus VI. Kreis.

Die Zeiteinteilung ist folgende: Samstag, den 4. Juli von 7 bis 11 Uhr vorm. 1. Runde: Atus V. Kreis gegen DTJ., Ungarn gegen Atus VI. Kreis.

Samstag, 4. Juli, von 12 bis 4 Uhr nachm. 2. Runde: Atus V. Kreis gegen Ungarn, Atus VI. Kreis gegen DTJ.

Sonntag, den 5. Juli, von 7 bis 11 Uhr vorm. 3. Runde: Ungarn gegen DTJ., Atus VI. Kreis gegen Atus V. Kreis.

Neben diesem Hauptturnier laufen gleichzeitig Turniere der einzelnen Bezirke und geschlossene Vereinsmannschaften. Am Sonntag um 8 Uhr früh außerdem ein Problemlösungsturnier.

Anlässlich des Länderkampfes im Arbeiterschach Dänemark—Schweiz fand ein größeres Schachturnier statt. Von den 170 Teilnehmern waren aus Dänemark 129, aus der Schweiz 32, aus Norwegen 5, Schweden 3 und der CSR. ein Schachgenosse (Koštal, Prag) erschienen.

Im Hauptturnier siegte Pedersen, Dänemark, mit 7 Punkten. Es folgten Jorgensen, Olsen, Myrbe, Euewoldsen, Poulsen und Andersen mit je 5 Punkten; Michel (Schweiz) und Kortsen je 4½ Pkt., Košťál, Prag erreichte 3½ Punkte (3 Runden zu spät eingetroffen).

Der Länderkampf Dänemark gegen Schweiz endete mit einem großen Sieg der Helmschen (8:2 Punkte). Gespielt wurde in Glostrup im „Hotel Slesta“.

Schweiz	Dänemark
Michel, Bern	0:1 Euvoldsen, Hylversum
Ducombe, Genf	½:½ Pedersen, Frederixie
Loukacheff, Genf	0:1 Poulsen, Kopenhagen
Gfeller, Bern	0:1 Olsen, Kopenhagen
Wangeler, Basel	0:1 Kortsen, Aarhus
Leutner, Zürich	½:½ Jorgensen, Kopenhagen
Ernst, Bern	0:1 Kormig, Aarhus
Eward Basel	½:½ Bayer, Kopenhagen
Nydegger, Bern	0:1 Andersen, Frederixie
Rietmann, Bern	½:½ Lausch, Aarhus

Ergebnis: 2:8 Punkte für Dänemark.

Eine etwas empfindliche Niederlage der Schweizer Genossen, unseren Olympiateilnehmern von Wien 1931 werden noch die Namen Michel, Ernst, Gfeller, Wangeler in guter Erinnerung sein